

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 114 (1988)
Heft: 16

Artikel: Goldener Boden
Autor: Scarpi, N.O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-607919>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

N.O. Scarpi zum 100. Geburtstag



Vielen *Nebelspalter*-Lesern ist er noch bestens bekannt. Wäre er noch unter uns, könnte er am 18. April seinen 100. Geburtstag feiern. Das Datum selbst ist aber Anlass genug, an N.O. Scarpi zu erinnern, denn er lebt fort in allem, was er uns als sein literarisches Werk hinterlassen hat.

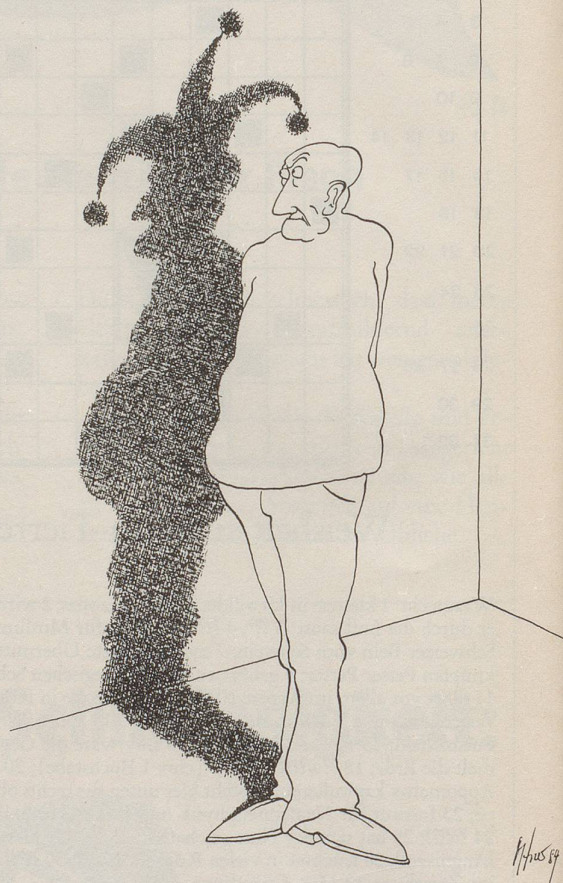
N.O. Scarpi wurde am 18. April 1888 als Fritz Bondy in Prag geboren. Am 26. Mai 1980 starb er in Zürich, wo er die letzten vierzig Jahre seines Lebens gewohnt hatte. Zur Welt, die ihn prägte, gehörte vor 1914 das Habsburgische Reich, aber auch das Deutschland und Frankreich der damaligen Zeit. Seit 1915 hatte N.O. Scarpi immer enger werdende Beziehungen zur Schweiz, wo er 1932 im Tessin nicht nur die Staatsbürgerschaft erwarb, sondern auch sein Pseudonym annahm. Zum Personenkreis, in dem N.O. Scarpi in Lugano verkehrte, gehörten u.a. Hermann Hesse, Hugo Ball, Richard Hülsenbeck, Albert Ehrenstein, Werner Bergengruen. In Zürich kam später ein neuer und beständiger Freundeskreis dazu. Am engsten war Scarpi mit Max Rychner verbunden. Obwohl sich beide häufig persönlich begegneten, standen sie in intensivem Briefwechsel über literarische und sprachliche Themen.

Der damalige Stadtpräsident Sigi Widmer schrieb nach N.O. Scarpi's Tod, dieser habe «in unzürcherischer Weise Zürichs Bild als eine geistige Stätte in den letzten Jahrzehnten mitgeprägt». Scarpi hat mehr als 100 Werke aus drei Sprachen ins Deutsche übersetzt. Am bekanntesten, ja eigentlich berühmt waren seine zahlreichen Anekdotenbände, von denen einer – es hätte, meinte Scarpi, jeder sein können – den Titel trägt: «Gestohlen bei...» Mit gleichem Recht konnte Scarpi aber auch sagen: «Ich schmücke mich nicht mit fremden Federn. Ich schmücke fremde Federn mit mir.»

Von N.O. Scarpi hat man auch nach seinem Tod noch viel gehört. Radio Zürich sendete seine Einführungen zu vielen Opern. Viele, besonders Schriftstellerkollegen, schätzten in Scarpi den Meister der kleinen Prosa und den liebevoll väterlichen Chronisten des Flüchtlingskindes Dani. Sein Wächteramt als Sprach- und Stilkritiker nahm der Humorist der «Schule des Lächelns» in heiterer Weise sehr ernst, ohne aber je pedantisch zu werden. Viele Jahre war N.O. Scarpi im *Nebelspalter* wöchentlich mit einer Seite vertreten. In einem seiner letzten Beiträge schrieb er: «Woher ein Wort stammt, ist nicht so wichtig, als wohin es geht. Viele Wörter, die wir gebrauchen, entstammen höchst zweideutigen oder auch eindeutig fragwürdigen Quellen und sind dennoch sprachfähig geworden.»

Zu N.O. Scarpi's 100. Geburtstag drucken wir seinen Text «Goldener Boden» ab. Er stammt aus dem Buch «Der junge Herr von anno dazumal» (Erzählungen, Essays, Feuilletons – mit einem Nachwort von Hans Weigel), das 1981 im Verlag Steinhausen, München, erschienen ist. Scarpi schildert darin, wie «grosszügig» er damals von Zeitungsredaktionen honoriert wurde und wie sich demgemäss seine finanzielle Situation darstellte. Die Anekdoten haben wir *Nebelspalter*-Ausgaben entnommen, die anfangs der achtziger Jahre erschienen sind.

Die Redaktion



GOLDENER BODEN

Von N.O. Scarpi

IN MEINEM ERSTEN ZÜRCHER JAHR – es war das Jahr 1941 und begann für mich am 11. Januar – führte ich genau Buch über meine Einnahmen aus schriftstellerischer Tätigkeit. Und dieses Dokument habe ich sorgfältig aufgehoben, künftigen Geschlechtern zur Mahnung, auf dass die Väter ihren Söhnen einen Gemüseladen kaufen, sie Postbeamte, Ingenieure, Ärzte, Advokaten, Bauern, Bergleute, Mechaniker, Chauffeure, Kellner, Gepäckträger, Strassenkehrer werden lassen – die Auswahl ist ja, weiss Gott, gross genug. Nur von einem Beruf kann ihnen gar nicht dringend genug

abgeraten werden, und das ist der des freien Schriftstellers, denn nichts Unfreieres gibt es unter der Sonne.

OHNE JEGLICHE ÖKONOMIE SEI mit der Pointe begonnen. Der gesamte Ertrag meiner schriftstellerischen Tätigkeit in den dreihundertfünfundfünfzig Tagen des Jahres 1941 bezifferte sich auf Fr. 684.40 oder, um eine Zeile zu schinden, was unter solchen Umständen wahrlich entschuldbar ist: sechshundertvierundachtzig Franken und vierzig Rappen.

Und woraus setzte sich diese Summe zusammen?

Eine der bestzahlenden Zeitungen des Landes fand, dass vier Feuilletons mit hundert Franken reichlich aufgewogen seien, eine der schlechtzahlenden wiederum überwies neunzig Franken für sechs Feuilletons – nein, ich habe ihr Unrecht getan! Eine noch schlechter zahlende bewertete sechs Feuilletons mit siebzig Franken, und eine, die nicht zurückbleiben wollte, setzte für vier Feuilletons sechshundertvierundachtzig Franken aus. Auch ein Posten von fünfundzwanzig Franken für zwei Feuilletons findet sich auf meiner

Liste. Da nehmen sich doch die fünfzehn Franken für ein Feuilleton verhältnismässig stattlich aus! Sogar zwanzig Franken wurden einmal bewilligt, und hoch ist die Zeitschrift zu preisen, die sich bis zu siebenundzwanzig Franken verstieg, und fast ebenso hoch jene, der drei Beiträge vierundsechzig Franken wert waren.

IN VERBANDSORGAN, DAS SEINE Armen Leser nicht nur mit den Mitteilungen von Sitzungen, Tagungen, Berufsorganen füttern wollte, erlaubte mir, Opernkritiken zu schreiben. Und das tat ich viermal; mit dem Ergebnis, dass mir für vier Rezensionen zwanzig Franken bewilligt wurden, nicht je zwanzig, sondern insgesamt zwanzig Franken. Zum Glück wusste der Bewilligende nicht, dass ich gerade diese Tätigkeit, wenn man es so nennen will, auch umsonst ausgeübt hätte. Es waren die «Meistersinger» darunter, es war «Daphne» von Richard Strauss darunter – was die beiden andern waren, habe ich schnöde vergessen.

Ein Posten nennt sich «diverse Beiträge», und die damit beschickte Zeitung liess sich die Diversität 60 Franken kosten; ob das viel war oder wenig, kann ich nicht mehr feststellen, aber die Erfahrungen des Jahres 1941 lassen mich zu Pessimismus neigen.

EINER ZEITUNG SCHICKTE ICH Etwas, das in deutschen und österreichischen Zeitungen als Roman bezeichnet und abgedruckt worden war. Zugegeben sei, dass es ein ziemlich kurzer Roman war, aber das angebotene Honorar von hundertzwanzig Franken schien mir doch recht niedrig. Nun, das Gedränge um meine Beiträge war gering, hundertzwanzig Franken waren noch ziemlich wertvolle hundertzwanzig Franken, und so gab ich mich damit zufrieden. Als der Redaktor allerdings, die Quittung in die Maschine schreibend, fragte: «Ist es eigentlich eine Novelle oder ein Roman?» raffte ich mich auf und sagte: «Für hundertzwanzig Franken ist es eine Novelle!»

Noch ein traurig Stück weiss ich von einer Zeitung zu melden. Ich sandte ihr ein Feuilleton, das um eine Anekdote gewoben war. Der – wie er meinte – zuständige Redaktor reinigte die Anekdote säuberlich von dem Gewebe, bis sie blank vor ihm lag. Die Anekdote brachte er dann auch und bezahlte mir dafür zwei Franken vierzig. All das anmutig-geistvolle Geplauder, das den dünnen Kern umplätschert hatte, warf er in den Papierkorb.

Und nun wäre noch von zwei Honoraren zu berichten, die am Rande der schriftstellerischen Tätigkeit verdient wurden. Ein Reklameberater liess sich von mir einen Werbebrief entwerfen und legte bare zehn Franken auf den Tisch, ein anderer gar

wollte einen Annoncentext von mir beziehen, es ging um ein Gesichtswasser, und ich ersann als Titel «Faltenlos – das schönste Los!» Das gefiel dem Wackern so, dass er mich mit nicht weniger als fünfundzwanzig Franken belohnte. Es war jedenfalls die bestbezahlte Stunde des Jahres 1941.

DA STAND ICH DENN MIT MEINEN sechshundertvierundachtzig Franken und vierzig Rappen – eine Sitzgelegenheit konnte ich mir nicht leisten – vor einer Alternative und nicht, wie es in solchen Fällen in den Zeitungen zu heissen pflegt, vor zwei Alternativen. Nein, eine einzige war es, denn schon eine einzige Alternative umfasst zwei Möglichkeiten – den Beruf aufzugeben, zu dessen goldenem Boden ich kein Vertrauen hatte, oder nicht länger über meine Einnahmen Buch zu führen. Zu dieser zweiten Möglichkeit entschloss ich mich, und seither ging es aufwärts. Nicht sehr hoch aufwärts, aber immerhin, es ist nicht zu leugnen, das Handwerk nährt seinen Mann, und der Steuerkommissär, dem ich damals die Liste meiner Einnahmen vorwies und dem eine dicke Träne über die Wange rollte, scheint jetzt mit mir zufrieden zu sein, denn er begehrt mich nimmer und nimmer zu schauen.

Und den Steuerkommissär zufriedenzustellen, ist doch unser aller heissestes Bemühen!

ANEKDOTEN-COCKTAIL

Im «Journal» wurde eine Umfrage veröffentlicht, wie man das Jahrhundert nennen werde, das sich seinem Ende zuneigte. Eine Antwort lautete «Das Jahrhundert Napoleons», eine andere «Das Jahrhundert Victor Hugos». Alexandre Dumas antwortete bescheidener: «Das neunzehnte Jahrhundert».



Chef und Buchhalter arbeiten noch. Da dringen Räuber ein, wie das heute üblich ist, binden die beiden an Stühle, rauben die Kasse aus und verziehen sich. Chef und Buchhalter sitzen stundenlang. Endlich sagt der Chef: «Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass diese Stunden nicht als Überstunden vergütet werden!»



Als der Prinz Conti einmal verreiste und seine Frau scherzhaft bat, ihn während seiner Abwesenheit nicht zu betrügen, sagte sie: «Wo denken Sie hin, Monsieur? Dazu habe ich nur Lust, wenn ich Sie sehe.»

Der Dichter und Schauspieler Arwal hatte keine sehr hohe Meinung von der Urteilsfähigkeit des Publikums. Er wettete, dass er einen völlig sinnlosen Vierzeiler deklamieren und damit grossen Erfolg haben werde. Und so trat er denn am Ende einer längeren Tirade an die Rampe und schmetterte:

«Der Heldenmut ist niemals ganz allein,
Und das ist das schönste von allen Losen.
Frankreich wird immer Frankreich sein
Und die Franzosen immer die Franzosen!»
Kaum hatte er geendet, als ein Sturm der Begeisterung ausbrach, und dann musste er seinen Vers wiederholen.



Der Sänger war von Linz an die Hofoper engagiert worden. Bei seiner Abschiedsvorstellung war das Publikum hörbar gerührt, und es erscholl auch der Ruf:

«Hierbleiben!»
Doch es ergab sich, dass der Rufer ein Wiener gewesen war.

Voltaire kam 1727 nach England und stellte fest, dass die Stimmung sehr feindlich gegen Frankreich war. Eines Tages, als er spazierend, schrie eine Schar erregter Bürger: «Schlagt ihn tot! Hängt den Franzosen!» Voltaire blieb stehn und rief: «Engländer, ihr wollt mich töten, weil ich ein Franzose bin? Ist es nicht schon Strafe genug, kein Engländer zu sein?» Da lachten die Leute und geleiteten ihn sogar bis zu seinem Quartier.



General Menou (1750–1810) hatte eine reizende Ägypterin zur Frau, doch das Gerücht ging um, dass er sie sehr schlecht behandelte. Eines Abends war Madame Menou in Turin im Theater, als «Der Haustyrann» von Alexander Duval gespielt wurde. In der Szene, da der Titelheld sich von seiner schlimmsten Seite zeigt, bricht Madame Menou in Schluchzen aus.

«Was haben Sie denn?» fragt ihre Nachbarin.
«Ach», erwidert Madame Menou, «dieser Mann erinnert mich so sehr an meinen Gatten, wenn er guter Laune ist.»